

PROLOG

Mein Vater und meine Mutter waren sechzehn, als sie mich bekamen.

Dieses Jahr bin ich sechzehn geworden.
Ob ich siebzehn oder achtzehn werde, weiß ich nicht.
Es liegt nicht an mir, dies zu bestimmen.
Sicher weiß ich nur, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt.

So schnell wie andere Kinder heranwachsen,
so schnell altere ich.

Eine Stunde im Leben eines normalen Menschen zählt für mich wie ein ganzer Tag,
ein Monat wie ein Jahr.

Ich bin jetzt älter als mein Vater.

Schaut mein Vater mich an, sieht er sich als Achtzigjährigen.
Schau ich ihn an, sehe ich mich als Zweiunddreißigjährigen,

ein Alter, das ich nie erreichen werde.

Die Zukunft, die nicht sein wird, und die Vergangenheit, die niemals war,

blicken einander an und fragen sich:

Ist sechzehn das richtige Alter, um Eltern eines Kindes zu werden?

Ist zweiunddreißig das richtige Alter, um dieses Kind zu verlieren?

Mein Vater fragt mich,
was ich gerne sein würde, wenn ich noch einmal auf die Welt
käme.

Ich möchte Du sein, Vater,
antworte ich entschlossen.

Warum gerade ich? Es gibt so viel Besseres ...

Weil ich wissen möchte, wie es ist, ein Kind wie mich zu
haben.

Weil ich verstehen möchte, was du als Vater empfindest,
sage ich leise.

Mein Vater weint.

Dies ist eine Geschichte von sehr jungen Eltern und ihrem sehr
alten Kind.

ERSTER TEIL

Wenn der Wind weht, wirbeln in mir Wortkärtchen auf. Wie zum Trocknen in den Seewind gehängte Fische geben sie Fülle ab und erweitern die Welt. Ich sage mir die Wörter vor, die ich das erste Mal als Kind aussprach. Das hier ist *Schnee*. Das da die *Nacht*. Dort ein *Baum*. Unter meinen Füßen die *Erde*. Und du bist *Du* ... All diese Dinge um mich herum, die ich zuerst als Laute vernahm und dann immer wieder abgeschrieben habe. Auch heute noch bin ich manchmal erstaunt darüber, so viele Dinge mit Namen zu kennen.

In meiner Kindheit brachte ich den ganzen Tag damit zu, Wörter aufzulesen: »Mama, was ist das? Und das, was ist das?«, und ging damit meiner Umgebung gehörig auf die Nerven. Die Wörter waren so klar und leicht, sie schienen nicht an den Dingen zu haften. Ich fragte nach Begriffen, die ich vorgestern erst gelernt und gestern wiederholt hatte, als hörte ich sie zum ersten Mal. Wenn ich auf etwas zeigte, überschüttete mich meine Familie mit fremden Lauten. Wie eine Brise, die durch ein Windspiel fährt, brachte ich mit meinen Fragen etwas in Bewegung. Deswegen mochte ich dieses Fragen nach Wörtern. Mehr noch als die Dinge, die sie bezeichneten.

Regen ist *Regen*. Mittag ist *Mittag*. Der Sommer ist der *Sommer* ... Im Laufe der Zeit lernte ich viele Wörter kennen. Manche verwendete man oft, andere eher selten. Es gab welche, die fest in der Erde zu wurzeln schienen, und solche, die sich

streuen ließen wie Saatgut. Wenn ich den Sommer *Sommer* nannte, hatte ich das Gefühl, ihn mit Händen greifen zu können. Also fragte ich unentwegt weiter. *Boden* heißt es also, *Baum*, und du bist *Du ... Das hier, das da, es*. Die Wörter, die ich aussprach, schienen konzentrische Kreise zu bilden. Manchmal kamen mir diese Kreise so groß vor wie die Welt, in der ich lebte.

Mittlerweile kenne auch ich fast alle Wörter, die man im Leben braucht. Wichtig ist, zu erkennen, was ein Wort von seiner Fülle an die Welt abgibt. Wichtig ist, dass man sich bei *Wind* nicht einfach die vier Himmelsrichtungen vorstellt, sondern die tausend Richtungen, in die er weht. Dass man beim Aussprechen des Wortes *Verrat* den in der untergehenden Sonne länger werdenden Schatten des Kreuzes verfolgt. Dass ich beim Wort *Du* den tiefen Gletscherspalt sehe, der sich unter der glatten Schneedecke verbirgt. Aber das ist wohl mit das schwerste der Welt – denn der Wind weht weiter, die Zeit vergeht und ich war seit meiner Geburt niemals jung. So wenig wie meine Wörter.

In einem Dorf, tief in den Bergen, wo die Flüsse und Bäche klar waren wie Kristall, wechselte ich zum ersten Mal Worte mit der Außenwelt. Hier, wo die Wasseradern sich teilten, zirkulierten und wieder zusammenfanden, lernte ich, meinen Namen auszusprechen und meine ersten Schritte zu tun. Drei Jahre vergingen, bis mein kindliches Brabbeln in einfache Sätze mündete. Zu dieser Zeit wohnten meine Mutter und mein Vater bei den Eltern meiner Mutter. Die Bewohner der Region bauten alles, was sie benötigten, selbst an oder stellten es selbst her. Deshalb waren die Wörter, mit denen ich am häufigsten

in Berührung kam, eng mit dem Alltagsleben verbunden. Das erste Wort meines Cousins, der ständig vor dem Fernseher saß, soll *Samsung* gewesen sein ... Ich lernte nur langsam sprechen und versetzte damit meine Eltern eine Zeitlang in Unruhe. Meine Mutter machte sich Sorgen, etwas könne mit mir nicht in Ordnung sein und fragte die Älteren um Rat. Mein Vater hingegen fand es niedlich, daß ich noch nicht sprach und ging unbeirrt seiner Arbeit nach. Er war Hilfsarbeiter auf der Baustelle des geplanten Freizeitparks Daeho, die in unserer Nachbarschaft lag. Mein Großvater, der vorhergesehen hatte, dass bald von überall her Bauarbeiter in die Gegend strömen würden, hatte vor seinem Gemüsegarten ein Haus errichten lassen. Es besaß Mauern aus Beton, ein Schieferdach und war sehr zugig. Ein kleines, einfaches Haus mit insgesamt vier Zimmern. Eines davon bewohnten meine Eltern und ich: ein Teenager-Ehepaar mit einem Baby. Die Wohnung mit ihrer dürftig eingerichteten Küche war viel zu eng für drei Personen. Doch da meine Eltern weder Miete noch Betriebskosten zahlten, mussten sie sich wohl oder übel damit begnügen.

Meine Großmutter hatte sechs Kinder zur Welt gebracht – fünf Söhne und eine Tochter. »Du hast doch immer behauptet, Oma und Opa hätten sich nie gut verstanden. Warum haben sie dann trotzdem so viele Kinder?«, fragte ich einmal meine Mutter. »Ja, nicht? Das kam mir auch immer komisch vor. Ich habe deine Großmutter einmal danach gefragt. Sie meinte ... sie hätten es alle Jubeljahre mal getan und jedes Mal sei sie prompt schwanger geworden«, erwiderte sie leicht verlegen. Von den sechs Kindern war meine Mutter die jüngste; als kleines Mädchen hatte sie den Spitznamen »Prinzessin Großmaul«. Ganz im Gegensatz zu ihrem hübschen Gesicht, sprach sie oft

ziemlich vulgär, weil sie unter Jungen aufgewachsen war, die derb redeten. Das Bild, wie ein kleines, niedliches Mädchen fluchend durch die Gegend zog, gefiel mir. Zwar ist meine Mutter auch heute noch manchmal etwas ungehobelt, doch irgendwann hatte sie erkennen müssen, dass man mit einem frechen Mundwerk allein in der Welt nicht weiterkommt und hatte ihren jetzigen fügsamen, scheinbar resignativen Ton angenommen. Das war, als sie wegen ihrer Schwangerschaft von der Schule verwiesen wurde, als ihre Brüder meinen Vater halbtot prügelten, als sie im Restaurant, in dem sie arbeitete, die Unverschämtheiten von Mädchen schlucken musste, die jünger waren als sie, und als sie Krankenhausrechnungen zu Gesicht bekam, die sie unmöglich bezahlen konnte.

Mein Vater missfiel meinem Großvater von Anfang an. Mein Großvater war der Meinung, dass so ein Grünschnabel keine Kinder in die Welt setzten sollte. Außerdem glaubte er, dass mein Vater nicht das Zeug dazu hätte, eine Familie zu ernähren. Aber wie hätte ein sechzehnjähriger Junge dazu in der Lage sein sollen? Als sich die beiden das erste Mal gegenüberaßen, fragte mein Großvater barsch und ohne Umschweife: »Also Daesu, was kannst du gut?«

Vor diesem Treffen hatte es laute Auseinandersetzungen und viele Tränen wegen der plötzlichen Schwangerschaft meiner Mutter gegeben. Mein Vater, im Fersensitz, antwortete verschüchtert: »Ich kann gut Taekwondo.«

Mein Großvater stöhnte auf. Mein Vater besuchte eine Sportoberschule, die größte in der Provinz. Seinen Lebensunterhalt konnte man mit Taekwondo allerdings kaum verdienen. Verunsichert durch das Schweigen meines Großvaters, fragte mein Vater naiv: »Soll ich es Ihnen mal zeigen?«

Er holte mit den Fäusten aus; es sah aus, als wollte er seinem Schwiegervater einen Schlag verpassen. Mein Großvater wich unwillkürlich zurück, fuhr dann jedoch gelassen fort: »Kannst du mit deinen Fäusten eine Familie ernähren?«

»Also, sobald ich mit der Schule fertig bin, könnte ich in einer kleinen Taekwondo-Schule ...«

Doch mein Vater wusste nur zu gut, dass es für ihn keine Chance gab, weiter auf die Schule zu gehen. Mein Großvater hatte allerdings von Anfang an keine zufriedenstellende Antwort erwartet. In einem Ton, als gäbe er meinem Vater eine zweite Chance, fragte er: »Und was kannst du sonst noch?«

Meinem Vater schoss alles mögliche durch den Kopf.

Ich kann gut »Street Fighter« spielen ...

Nein, wenn er das sagte, bekäme er von seinem Schwiegervater womöglich eine Ohrfeige.

Ich kann mich gut mit meinen Lehrern anlegen ...

Aber auch das schien ihm keine angemessene Antwort zu sein.

Also ... was kann ich wirklich gut?

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er schließlich seinem finster dreinblickenden Schwiegervater.

Doch dann kam ihm die Erkenntnis.

Ich bin gut im Aufgeben, dachte er.

Als sein Schwiegersohn gegangen war, sagte mein Großvater sarkastisch: »Das einzige, was der Kerl gut kann, ist Kinder machen.«

»Das ist ja auch eine Begabung«, stichelte meine Großmutter, die sich mit zunehmendem Alter nicht mehr vor ihrem Mann fürchtete.

Meine Mutter mit ihrer adretten Mittelscheitelfrisur saß schweigend dabei. Mein Großvater blickte in die Ferne, als sei er weniger vom Lebenswandel seiner Tochter, sondern vielmehr von ihrem schlechten Geschmack enttäuscht.

»Wenn ein Mann kein Geld hat, sollte er wenigstens clever sein. Aber dieser Bursche ist bloß naiv ...«

Doch damals kannte mein Großvater meinen Vater noch nicht richtig. Mein Vater war tatsächlich naiv, doch auch waghalsig. Seine Naivität war von der draufgängerischen Art. Von jener Art also, die am gefährlichsten ist. So ging er an seinem Hochzeitstag auf den Standesbeamten los, soff mit seinen Freunden und ließ seine junge Ehefrau, wie in dem Gedicht »Die Braut«, einfach sitzen. Außerdem ließ er sich von seinen Freunden zu allerlei fragwürdigen Tätigkeiten verleiten, die allesamt scheiterten. Trotzdem antwortete er, als ich ihn eines Tages für eine Hausaufgabe nach dem Leitsatz unserer Familie fragte, umstandslos *bunguyushin*, »Auf gute Freunde ist gut bauen«. Diese sinokoreanische Redewendung hing eingerahmt bei uns im Haus. Mein Vater hatte sie sich bei einem alten Kalligraphen in einem Souvenirladen anfertigen lassen, als er mit seinen Freunden den Tempel Bulguksa besucht hatte. Meine Mutter ließ spaßeshalber manchmal die mittleren Zeichen weg, so dass nur noch *bungshin*, »Blödmann«, übrigblieb. Man hätte meinen können, sie wolle damit ironisch auf meinen Vater anspielen, doch sie verstand die meisten sinokoreanischen Ausdrücke gar nicht richtig. So glaubte sie, *bujayuchin*, »Harmonie zwischen Eltern und Kindern«, bedeute »Stelle dich gut mit deinen reichen Freunden«.

Mein Großvater forderte meinen Vater schließlich dazu auf, den Schulabschluss zu machen. Da abzusehen war, dass man

meinen Vater von der Sportoberschule verweisen würde, sollte er auf irgendeiner anderen Oberschule seinen Abschluss machen. Doch in unserer Ortschaft, wo sich Gerüchte wie ein Lauffeuer verbreiteten, war keine Schule bereit, meinen Vater aufzunehmen. Man fürchtete, ein solcher Schüler könne dem Geist des Sportes schaden und das Ansehen der Schule beschädigen. Mein Großvater, der sich bis dahin für eine lokale Größe, eine einflussreiche Persönlichkeit gehalten hatte, fühlte sich in seinem Stolz verletzt. Er sah keinen anderen Ausweg, als meinen Vater auf die Baustelle in der Nachbarschaft zu schleppen. Ein Mann, davon war er überzeugt, müsse einer Beschäftigung nachgehen. Bei der Gelegenheit würde mein Vater lernen, Verantwortung als Familienoberhaupt zu übernehmen und am eigenen Leib erfahren, dass das Leben kein Zuckerschlecken war. Dabei sollte die Arbeit auf dem Bau weniger der zukünftigen Entwicklung des Schwiegersohns dienen, sondern war vielmehr als Rache gedacht dafür, dass »der Kerl meine Tochter« angerührt und geschwängert hatte. Ein paar Monate wollte mein Großvater meinen Vater ordentlich schuften lassen. Außerdem trieb er ihn dazu an, sich für den Schulabschluss auf dem zweiten Bildungsweg vorzubereiten, also tagsüber zu arbeiten und nachts zu lernen. Mein Vater, der aus einer armen Familie kam, beugte sich dem Willen meines Großvaters und zog bei meinen Großeltern ein.

Im Zuge der Stärkung der Gemeinderegierungen proklamierten die Verwaltungsorgane unter dem Slogan »Daeho, die Erlebnisstadt« die Umwandlung der Region in einen Freizeitpark. Eines der wichtigsten Projekte war die Aushebung eines Kanals, der es ermöglichen sollte, von Booten aus die Landschaft zu genießen. Langfristig sollten einige der Dörfer dem

neuen Projekt zum Opfer fallen, darunter auch das meiner Eltern.

Also machte sich mein Vater morgens gemeinsam mit den Wanderarbeitern aus den Nachbarwohnungen auf den Weg zur Baustelle. Dort gab man ihm, er hieß ja Han, den Spitznamen »Hahn«, kümmerte sich aber trotzdem fürsorglich um ihn. Die Männer im Dorf klopfen meinem Vater auf die Schulter und trösteten ihn: »Kopf hoch, Junge. Wer hier heiratet, ist automatisch erwachsen.« Grinsend setzten sie nach: »Die Familie Choi hat den ersten Preis gewonnen, einen Schwiegersohn!« Anfangs war mein Vater zufrieden mit der Arbeit auf der Baustelle. Die lockere und derbe Ausdrucksweise der älteren Männer gefiel ihm, auch stand er nun vor seinen Schwiegereltern besser da. Außerdem konnte er bei der Arbeit seine überschüssige jugendliche Energie abbauen. Vielleicht war es sogar besser so, denn den Sport hatte er ohnehin satt. Jetzt, da er unter Erwachsenen arbeitete und sein eigenes Geld verdiente, wäre er am liebsten auf einen Hügel geklettert, hätte sich das Hemd von der Brust gerissen und gerufen: »Das ist das wahre Leben!« Doch es vergingen keine drei Tage, bis meinem Vater klar wurde, wie anstrengend es war, mit körperlicher Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Von der Schwangerschaft meiner Mutter erfuhr mein Vater in einem Café im Ortszentrum. Das Café befand sich in der Nähe des Fernbusbahnhofs und wurde hauptsächlich von Mittel- und Oberschülern frequentiert. Meine Mutter hatte dort ein paar Mal an den üblichen Schülertreffs teilgenommen und war einmal deswegen sogar in Schwierigkeiten geraten, weil ein

Schlägertyp von der Agraroberschule, den sie bei solch einem Treffen kennengelernt hatte, mit seinem Motorrad in der Mädchenoberschule auftauchte und auf dem Sportplatz fünf Runden drehte. Dann machte er einen Wheelie, rief dreimal: »Mira! Ich liebe dich!«, wirbelte eine gewaltige Sandwolke auf und stob laut knatternd davon. Die Konsequenzen ließen nicht lange auf sich warten: Sämtliche Miras der Schule – Mira Kim, Mira Pak, Mira Choi ... – wurden ins Lehrerzimmer gerufen und dort der Reihe nach zur Rede gestellt.

Die Schülertreffs endeten meistens beim Karaoke. Amüsiert sah meine Mutter zu, wie die Jungs, die sich im Café eher schüchtern und wortkarg gaben, beim Karaoke regelrecht aufblühten. Die Schüler der Agrar- und technischen Oberschule schoben die Tische zur Seite und tanzten wild zu Liedern von So Taeji und Deux. In dem dunklen, muffigen Raum erklangen Lieder wie »Die Zeit wird niemals stehenbleiben. Yo!« und »Ich würde alles dafür geben, dein Herz zu gewinnen«. Die Mädchen sangen den Anfang eines sentimental Duetts, um dann unauffällig das Mikrofon abzulegen. Dann griff ein Junge, der ein Auge auf dieses Mädchen geworfen hatte, rasch nach dem Mikrofon und sang weiter. Anfangs waren die Jungs von meiner Mutter nur angetan, weil sie so schön war; als sie dann singen hörten, riss es sie förmlich hin. Es kam nicht selten vor, dass, sobald meine Mutter das Mikrofon ablegte, mehrere Hände gleichzeitig danach griffen. Doch von den Jungs der fünf lokalen Oberschulen, die praktische und die allgemeine eingerechnet, hätte kaum einer das Herz meiner Mutter erobern können. Die von der Agrar- und technischen Oberschule waren aus ihrer Sicht offener und großzügiger als die von der allgemeinen. Allerdings übte der unerklärliche Stolz

der Schüler der allgemeinen Oberschule auch einen gewissen Reiz auf sie aus. Mein Vater war der erste Sportoberschüler, den sie kennenlernte, allerdings nicht bei einem der Schülertreffs, sondern bei einer ganz anderen, absurden Gelegenheit, und völlig unerwartet. In den Augen meiner Mutter war mein Vater irgendwie besonders. In ihm, dachte sie, fanden sich zu gleichen Teilen die Vorzüge der Schüler beider Schulen. Einerseits der Stolz, dass man sein Talent – so gering es auch war – anerkannte, andererseits eine gewisse Schlichtheit und ein subtiles Minderwertigkeitsgefühl, weil sich dieses Talent nur auf den Sport beschränkte.

Im Café war es verhältnismäßig ruhig. Weder meine Mutter noch mein Vater trugen ihre Schuluniform. Mein Vater fragte sich, warum meine Mutter ihn so triumphierend ansah. Er war nervös, denn er hatte Angst, sie könnte sich von ihm trennen wollen. Außerdem fühlte er sich ohnehin unwohl in dem Café. Er konnte nicht verstehen, dass Frauen dort über zwei Stunden lang an nur einem Getränk nippten. Mein Vater sog die ihm fremde Luft ein und sah meine Mutter an. Er hatte sie länger nicht gesehen, irgendwie wirkte sie viel reifer als sonst. Jedes Mal, wenn meine Mutter nach einem Schluck Limonade ihre Lippen benetzte, tat mein Vater es ihr nach. Endlich, als hätte sie einen Entschluss gefasst, machte sie den Mund auf: »Daesu, komm mal näher.«

»Wieso?«

»Ich habe gesagt, komm näher.«

Mein Vater beugte sich vor. Hinter vorgehaltener Hand flüsterte meine Mutter ihm etwas zu. Meinem Vater sträubten sich die Härchen auf dem Ohr. Er achtete nicht auf das, was meine Mutter sagte, sondern konzentrierte sich ganz auf ihren sanf-

ten Atem und musste unversehens grinsen. Im nächsten Moment wurde er jedoch schlagartig blass.

»Warum sagst du mir das erst jetzt?«, rief er laut.

Sämtliche Gäste im Café drehten sich nach ihm um.

»Warum schreist du so, verdammt? Ich hasse Leute, die schreien!«

Meine Mutter war noch aufbrausender als mein Vater. Ein paar Monate zuvor hatte er auf dem Fragebogen zu beruflichen Neigungen unter der Rubrik »Hobbys« und »besondere Fähigkeiten« beide Male »Kompromisse schließen« geschrieben und dafür im Lehrerzimmer Prügel kassiert. Auch diesmal entschuldigte er sich sofort bei seiner Freundin.

»Tut ... tut mir leid.«

Die beiden steckten ihre sechzehnjährigen Köpfe zusammen und suchten angestrengt nach einer Lösung. Dabei war ihnen von vornherein klar, dass es keine gab. An den Nebentischen rauchten einige Teenager mit blasierter Miene eine Zigarette nach der anderen. Mein Vater spielte mit dem Schirmchen auf seinem Eisbecher und murmelte gesenkten Blickes: »Du, Mira ...«

Dann zählte er auf, warum er ein erbärmlicher Mensch sei. Er sagte, er würde nie einen guten Vater abgeben, sei arm, hätte Angst davor, Menschen zu enttäuschen, und außerdem sei in seiner Familie Krebs aufgetreten. Er zählte auf, was ihm gerade einfiel, alles durcheinander, ohne Sinn und Verstand.

Meine Mutter hörte ihm gelassen zu.

»Daesu?«

»Ja?«

»Ich habe mal von einem Insekt gelesen, das sich als Vogelscheiße tarnt, damit es nicht von einem Vogel gefressen wird.«

»Und?«

»Du erinnerst mich an dieses Insekt.«

Für kurze Zeit blühte die Provinz wirtschaftlich auf, wie ein Patient, dem man ein teures Heilmittel verabreicht hat. Pausenlos fuhrn Bagger, Betonmischer und Lastwagen durch die sonst so bedrückend ruhige Provinzstadt. Damals verteilte das Bauunternehmen, das den Freizeitpark errichtete, in der Schule meiner Mutter in allen Klassen schön gestaltete Plastiktüten mit Schulartikeln. Die Kugelschreiber, Korrekturstifte, bunten Haftzettel und Druckbleistifte zierte das Logo der Baufirma. Auch die anderen von dem Bauprojekt betroffenen Schulen der Region erhielten solche Werbegeschenke. Die Erwachsenen bekamen Waschmittel und Küchenutensilien. Doch wie bei allem auf der Welt, das man umsonst bekommt, war der Nachgeschmack bitter.

Eines Tages kam eine Freundin auf meine Mutter zu und fragte zögerlich: »Mira, was ist los? Du hast doch was, oder?« Es war Sumi Han, die beste und älteste Freundin meiner Mutter.

»Was? Wieso?«

»Du liegst immer mit dem Kopf auf dem Pult, und abends in der freien Lernstunde bist du auch so still, ganz anders als sonst.«

Sumi war Klassensprecherin und musste in der freien Lernstunde die Namen der Mitschülerinnen notieren, die schwätzten, statt zu lernen. Sumi setzte ein Lächeln auf, das unklar ließ, ob sie sich über Miras neuerdings so ruhiges Wesen freute oder nicht.

»Was meinst du? Ich habe nichts.«

Meine Mutter wich dem Blick ihrer Freundin aus. Sumi, der nichts entging, beugte sich vertraulich zu ihr hinunter. »Los, sag schon!«

Meine Mutter steckte beide Hände in die Taschen ihrer Schuluniformweste und lehnte sich zurück. »Was willst du von mir?«

»Wenn du etwas verheimlichen willst, musst du dich geschickter anstellen.«

»Was meinst du?«

»Warum stellst du dich so an? Ich erzähle dir auch immer, wenn mich was bedrückt.«

Meine Mutter rümpfte die Nase. »Ach ja, was denn? Dass du traurig bist, weil du nur noch die Drittbeste der Schule bist? Herzlichen Dank, dass du mir so ein wichtiges Geheimnis anvertraust!«

Scheinbar beleidigt biss sich Sumi auf die Unterlippe. »Was weißt du denn schon über die Einsamkeit auf Platz drei!«, konterte sie.

In ihrem typisch sanften Ton, den meine Mutter immer anschlug, wenn sie sarkastisch wurde, erwiderte sie: »Sumi?«

»Ja?«

»Hau ab.«

Auch wenn dies etwas barsch klang, war die Beziehung der beiden nicht weniger eng als jene zwischen meinen Vater und dessen Freunden. Die beiden Mädchen hatten nicht nur gemeinsam die Grund- und Mittelschule besucht, sondern auch immer zu zweit ihre Lunchpakete gegessen und waren oft zusammen zu den Schülertreffs gegangen. Nach ihrem »ersten Mal« wollte meine Mutter Sumi alles beichten. Denn so sehr sie sich auch darum bemühte, gelassen zu wirken, erschien ihr

von einem Tag auf den anderen alles so unwirklich, als schwebte sie zehn Zentimeter über dem Boden. Meine Mutter saß in der letzten Reihe der Klasse und wippte wie immer mit den Knien, während sie ihre Klassenkameradinnen musterte. Die Mädchen saßen tief über die Tische gebeugt und lösten Aufgaben in ihren Arbeitsbüchern. Plötzlich ging meiner Mutter ein absurder Gedanke durch den Kopf: *Ob die anderen Mädchen wissen, dass ich mit einem Jungen geschlafen habe?*

Wie Farben, die im Wasser zerlaufen, vermischten sich in ihrem Innern Schuld- und Überlegenheitsgefühle und formten dabei ein seltsames Muster. Einerseits fühlte sie einen gewissen Triumph, andererseits hatte sie etwas Wichtiges verloren. Außerdem überkam sie das verstörende Gefühl, als einzige in diesem Klassenzimmer in einer anderen Zeit zu leben.

Einige Tage später sah meine Mutter Sumi an der Müllverwertungsanlage und rief sie zu sich. Sie hatte das Bedürfnis, sich jemandem anzuvertrauen. Außerdem hielt sie es für richtig, Sumi in ihr Geheimnis einzuweihen. Doch gerade, als sie sich endlich überwinden konnte, den Namen meines Vaters zu erwähnen, brach Sumi in Tränen aus. »Hast du vorhin die Listen mit den Noten gesehen?« schluchzte sie. »Schrecklich! Mit solchen Zensuren kann ich nicht weiterleben!« Also schwieg meine Mutter erst einmal. Eine vernünftige Reaktion, denn sie wusste, wie sehr sich ihre Freundin um gute Noten sorgte. Als sich vor einigen Jahren zahlreiche Mitarbeiter des Bauunternehmens H in der Region niederließen, gab es auch in den Klassenzimmern einige Veränderungen. Die wichtigste betraf die Rangliste der Schüler. Durch die zugezogenen Mitarbeiter und deren Familien erhöhte sich auch die Zahl der neuen Schüler. Viele von ihnen hatten schon von klein auf Nachhilfe-

unterricht bekommen. Aus Sicht der Schule war das erfreulich, denn es hob den Notendurchschnitt. Andererseits fielen die vormals Besten von einem Tag auf den anderen vom ersten auf den dritten, andere vom zehnten auf den fünfzehnten Rang. Die schlechteren Schüler belegten natürlich auch weiterhin die hinteren Ränge, doch auch sie ärgerten sich. Denn es war schon etwas anderes, ob man den letzten Rang von fünfundvierzig oder von fünfzig Schülern belegte. Sumi, die noch nie den ersten Rang hatte abgeben müssen, war zutiefst in ihrem Stolz verletzt. Tragische Geschichten von begabten Schülern, die sich in die weite Welt aufgemacht hatten, kannte man zur Genüge. Aber die Situation von talentierten Kindern aus der Provinz, die in ihrer Heimat vom Pech überrascht wurden, hatte etwas Ungerechtes. Nicht *sie* waren in die Stadt gezogen, sondern die Stadt zu *ihnen*. Meine Mutter machte sich Sorgen um ihre deprimierte Freundin. Auch wenn sie es ihr niemals gesagt hatte, war sie doch immer stolz darauf gewesen, Sumis beste Freundin zu sein. Nachdem Sumi ihren ersten Platz aufgeben musste, lernte sie noch verbissener als früher. Doch obwohl ihre Zensuren sich verbesserten, blieb ihr Rang unverändert. Auf das Bemühen folgte die Enttäuschung, das Äußerste gegeben und doch wieder eine Niederlage erlitten zu haben. Das wiederholte sich einige Male, bis die beiden schließlich in die einzige allgemeine Mädchenoberschule der Kleinstadt aufgenommen wurden. Bei der Eröffnungsfeier am ersten Schultag war es Tradition, das sogenannte »Manifest der Schüler« von derjenigen Schülerin verlesen zu lassen, die mit der Bestnote aufgenommen worden war. Sumi stand diesmal bei den vielen »gewöhnlichen« Schülerinnen, hatte den Kopf gesenkt und schabte mit dem Fuß über den Boden des Sportplatzes. Ein

ihnen noch unbekannter Lehrer rügte sie, ihre Haltung lasse zu wünschen übrig. Einige Erwachsene unter den Gästen sagten, es sei das erste Mal seit der Gründung der Schule vor vierzig Jahren, dass eine Schülerin von auswärts das Manifest verlese.

»Mira?«

»Was denn schon wieder?«

»Wenn du es mir nicht sagen willst ...«

»Ja?«

»... brauchst du es mir nicht zu sagen.«

»...«

»Dafür verrate ich dir, was *ich* immer mache, wenn ich Kummer habe.«

»Dass man sein Bestes geben muss, ja? Wenn du das sagst, bring ich dich um«, erwiderte meine Mutter in aggressivem Ton.

»Tue ich nicht. Ich weiß ja, was es heißt, sein Bestes zu geben, und bin heute das beste Beispiel dafür, dass es nicht funktioniert.«

»Aber du willst doch jetzt nicht aufhören zu lernen, oder?«, fragte meine Mutter etwas versöhnlicher.

Sumi deutete mit dem Kinn auf eine Mitschülerin in der Gruppe der Bogenschützen: »Meinst du etwa, die raucht, weil es gesund ist?«

Meine Mutter zwinkerte und nickte.

»Jedenfalls, wenn ich vor einem schwierigen Problem stehe, teile ich eine Heftseite auf und mache eine Liste. Dann schreibe ich der Reihe nach die Vor- und Nachteile der Sache auf. Dabei zeigt sich manchmal seltsamerweise die Antwort von selbst. Wenn du Sorgen hast, versuch es mal.«

Am helllichten Tag lag mein Vater auf dem Boden seines Zimmers, Arme und Beine weit von sich gestreckt. An der Decke hing eine vergilbte Weltkarte. Mein Großvater hatte sie bei der Einschulung meines Vaters dort aufgehängt, in der Hoffnung, seinen Sohn damit zu großen Träumen anzuregen. Seit dem Treffen im Café hatte mein Vater meiner Mutter noch keine Antwort gegeben. Er hatte weder den Mut, ihr vorzuschlagen, das Kind zur Welt zu bringen, noch die Entschlossenheit, ihr zur Abtreibung zu raten. Er war sich nicht sicher, welche Entscheidung die richtige war. Er konnte sich nicht vorstellen, wie sein Leben verlaufen und was aus dem Kind im Bauch seiner Freundin werden würde. Intuitiv wusste er jedoch, dass von nun an ein gewaltiges Gewicht auf ihm lasten würde. Ingeheim wünschte er, meine Mutter würde für sie beide entscheiden. Dann könnte er nämlich sagen: »Genauso denke ich auch«, könnte sie anschließend in die Arme nehmen und sich so sämtliche Vorwürfe, die er sich andernfalls für den Rest seines Lebens würde anhören müssen, vom Leibe halten. Am dringlichsten war die Geldfrage. Unabhängig davon, ob sie sich für oder gegen das Kind entschieden, würden sie bald Geld brauchen. Aber woher sollten sie es nehmen?

Vielleicht Zeitungen austragen? Oder mich bei einem Lieferservice für Nudelgerichte bewerben? überlegte mein Vater.

Bei welcher Arbeit auch immer würde er aber nicht im Voraus bezahlt, sondern erst nach einem Monat. Er hatte auch gar keinen Motorradführerschein. Realistischer schien ihm, sich von jemandem Geld zu leihen. Von seinen Freunden kam dafür allerdings niemand in Frage. Zwar kannte er einen Schulkameraden, der als einziger in der Klasse Unterhosen von Calvin Klein trug, doch der war ein Geizhals. Mein Vater war ver-

zweifelt. Er hatte niemanden, an den er sich hätte anlehnen können. Er bereute es, so leichtfertig mit Mira geschlafen zu haben. Er fürchtete den Skandal, wenn es sich früher oder später in der ganzen Gegend herumsprechen würde. Außerdem kamen ihm ernste Zweifel, der gute Kerl zu sein, für den er sich immer gehalten hatte ... Gedankenverloren starrte er zur Decke. Er musterte die durch die feuchte Luft faltig gewordene Weltkarte. Fünf Ozeane, sechs Kontinente, sechs Milliarden Menschen ... diese Zahlen, die er für die Schule hatte auswendig lernen müssen, gingen ihm durch den Kopf. Er stellte sich vor, wie diese sechs Milliarden Menschen entstanden waren. Wie von selbst erschienen vor seinem geistigen Auge Bilder dieser sechs Milliarden beim Flirten, bei der sexuellen Annäherung, beim Sex. Unwillkürlich regte sich etwas in seinem Unterleib. Es schwoll und schwoll, um sich schließlich aufzurichten. Meinem Vater war zum Heulen zumute. Wie unverschämt von seinem Körper, sich ausgerechnet in einer solch misslichen Lage zu melden. Dumpf wurde ihm bewusst, dass er wohl sein Leben lang Sklave dieses Verlangens sein würde. Schließlich ertappte er sich bei dem Gedanken: *Vielleicht tut es in so einer komplizierten Situation ganz gut, wenn ich es mir selbst mache.*

Zur selben Zeit lag meine Mutter bäuchlings auf dem Boden, vor sich ein aufgeschlagenes Heft. Sie kaute an ihrem Kugelschreiber und zog dann entschlossen in der Mitte der Seite eine lange, senkrechte Linie. In die linke Spalte wollte sie die Nachteile, in die rechte die Vorteile der Schwangerschaft eintragen. Sie begann mit der linken Spalte.

1. Meine Eltern werden ausrasten.
2. Ich fliege von der Schule.
3. Die Leute werden mit dem Finger auf mich zeigen.
4. Ich habe kein Geld.
5. Ich bin nicht mal in der Lage, Geld zu verdienen.
6. Ich nehme zu und werde hässlich.
7. Während der Schwangerschaft könnte ich krank werden oder sogar sterben.
8. Ein paar Jahre lang gäbe es für mich nichts außer dem Baby.
9. Ich weiß nicht, wie Daesu darüber denkt.
10. Ich könnte nicht nur meine, sondern auch Daesus Zukunft aufs Spiel setzen.
11. Vielleicht werde ich nicht glücklich.
12. Daesu könnte mich mit einer anderen betrügen, weil ich dick werde.

Die Liste wurde immer länger, die Einträge immer düsterer. Im Kopf meiner Mutter entstanden Bilder eines armseligen, dürftigen Haushalts, eines alkoholkranken Mannes, eines aufsässigen Sohnes und mittendrin sie selbst, verhärtet vom ständigen Weinen. Schon bei einem Blick auf die Liste schien die Entscheidung völlig klar. Doch meine Mutter nahm sich vor, keinen voreiligen Entschluss zu fassen, sondern ruhig und überlegt die rechte Spalte auszufüllen. Schließlich hieß es ja, alles hätte seine Vor- und Nachteile. *Jetzt die Vorteile*, dachte sie.

1. ...
2. ...

Meine Mutter war bestürzt. Das war nicht möglich. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass eine Schwangerschaft keinen einzigen Vorteil haben sollte, wo doch auch in diesem Augenblick Menschen fleißig damit beschäftigt waren, sich fortzupflanzen. Sicher, auch ihr war die »Großartigkeit einer Schwangerschaft« bewusst. Auch Sätze wie »Das Leben ist wertvoll« oder »Für seine Taten muss man Verantwortung übernehmen«, wie man sie im Bildungsfernsehen und in den Moral- und Sexualkundestunden ständig zu hören bekam, waren ihr nicht neu. Doch in den Ohren meiner Mutter klangen diese Sätze irgendwie falsch. Sie hatte es doch mit etwas zu tun, das sie nur für sich tat und nicht, um irgendjemandem etwas zu beweisen. Deswegen wollte sie etwas aufschreiben, was sie voll und ganz befürworten konnte. Etwas, woran sie fest glaubte ... so schön oder richtig es auch sein mochte, was die anderen sagten oder meinten. Meine Mutter bekam jedoch Furcht vor dieser Liste, deren linke und rechte Spalte ganz offensichtlich einen großen Kontrast bildeten. Was Punkt 1 oder 3, 5 oder 12 anging ... Eigentlich hatte sie vor ganz anderen Dingen Angst. Auch wenn sie sich dessen nicht bewusst war. Ihre Angst lag in der Vorahnung einer bedingungslosen Liebe gegenüber einem Lebewesen, in der Angst, die dem Schatten dieser Liebe innewohnte, und wegen eines Gefühls, das sie nicht einordnen konnte, weil sie nicht wusste, ob es gut oder schlecht war. Da sie schon dabei war, stellte meine Mutter auch eine Liste zu Daesu auf. Das war wider Erwarten rasch erledigt:

Vorteil: Er ist gutmütig.

Nachteil: Er ist zu gutmütig.

Unsicher, was die leeren Spalten zu bedeuten hatten, starrte meine Mutter lange auf ihr Heft.

Ich weiß nicht, wessen Gefühle meine Geburt mehr beeinflusst haben, die meines Vaters oder die meiner Mutter. Sicher ist jedoch, dass beide keine entscheidende Rolle spielten. Die Antworten, nach denen man sucht, offenbarten sich manchmal auf ganz anderen Wegen. Außerdem kann eine Frage auch mehrere Antworten haben.

Um niemandem über den Weg zu laufen, den sie kannten, fuhren meine Eltern ein paar Tage später mit dem Fernbus in eine weiter entfernte Stadt. Sie durchkämmten die Straßen, um schließlich die Praxis eines Frauenarztes zu betreten, die einen relativ gepflegten und einladenden Eindruck machte.

»Wie ich sehe, haben Sie Eiweiß im Urin«, stellte der Arzt fest.

»Wie bitte?«

»Hatten Sie immer schon so einen hohen Blutdruck?«

»Mein Vater hat hohen Blutdruck. Bei mir bin ich mir nicht sicher.«

Höflich hörte meine Mutter dem Arzt zu. Bei einer Schwangerschaft, erklärte er, könne sich dieser Zustand, wenn man nichts dagegen unternähme, verschlechtern. Schlimmstenfalls könnten ihre inneren Organe Schaden nehmen und sowohl ihr als auch das Leben des Embryos gefährden. Erschrocken fragte mein Vater, der den Tränen nahe schien: »Was können wir denn tun, Herr Doktor?«

Angespannt biss sich meine Mutter auf die Unterlippe und wartete auf eine Antwort. Nüchtern musterte der Arzt das ungewöhnlich junge Paar, das ihm zugleich verdächtig, mit-

leiderregend und nervös vorkam. Er überlegte kurz, dann murmelte er sachlich: »Es gibt eine Behandlungsmöglichkeit, aber ...«

Meine Mutter unterbrach ihn. »Welche denn?«

Der Arzt warf erneut einen flüchtigen Blick auf die beiden Teenager.

»Sagen Sie es uns, bitte«, drängte mein Vater.

»Also, die beste Behandlungsmethode wäre ...«

»Ja?«, fragten meine Eltern gleichzeitig.

»Der beste Weg in dieser Situation wäre ...« Der Arzt starrte lange auf seinen Computer, um dann fortzufahren: »... das Kind zu entbinden.«

Selbst nach dieser eindeutigen Empfehlung konnte sich meine Mutter zu keiner Entscheidung durchringen. Ständig riss es sie zwischen *Kind ja* und *Kind nein* hin und her, oft mehrmals am Tag. Unterdessen verging die Zeit ... und in jenem feuchtdunklen Winkel wuchs mein Körper heran. Nahebei spürte ich ein andauerndes, rhythmisches Pochen. Ich vernahm es nicht mit den Ohren, sondern mit meinem ganzen Körper. Wie ein Soldat, der in einem Bunker Morsezeichen entschlüsselt, versuchte ich diesem Geräusch auf den Grund zu gehen. Es hörte sich so an:

Pochpoch ... pochpoch ... pochpoch ...

Oder auch: *Bumm bumm*. Oder: *Dadumm dadumm*. Es schien einem fernen Trommeln oder auch lauten Schritten zu ähneln. Eine Erschütterung, als käme ein riesiges Etwas mit großen Schritten auf mich zu. Ich machte mich zur Flucht bereit, wie ein Rentier, das ein Nachbeben wittert. Gleichzeitig hatte ich

den Wunsch zu tanzen. Mein Herzschlag und der meiner Mutter vereinigten sich, was manchmal wie Musik klang.

*Dadim dadam ... dadim dadam ... dadim dadim ...
dadim dadam.*

Dadam tönte es von meiner Mutter, *dadim* von mir. *Dadam* klang kraftvoll, *dadim* hingegen schwach. So hing ich an ihrer Nabelschnur und konzentrierte mich auf diese Klänge. Einem prallen Mond gleich schwebte das Herz meiner Mutter über mir und sandte wie ein Baum, der seine grünen Blätter ausbreitet, in alle Richtungen ein Blubbern von Bits und Beats. Bits, die kleinste Einheit einer Information, Beats als Takt der Musik. Sie schickten wichtige Nachrichten in den Körper und zerstreuten sich dabei wie Flugblätter. Die Rhythmen waren zweifellos so herausfordernd, dass ich dadurch zu etwas werden wollte. Die Zellen erhielten ihre Anweisungen und gingen sofort an die Arbeit. Sie empfingen die wie Regen strömenden Bits und Beats und ließen meine Organe wachsen. Die Leber nahm Form an, die Nieren gediehen, die Knochen entwickelten sich. So wuchs ich rasch heran. In unseren Träumen begegneten sich meine Mutter und ich, um miteinander zu sprechen.

Mama ...

Ja?

Mama ...

Ja.

Meine Brust zittert ... Mein Herz pocht so stark, dass es wehtut ... Ich kann nicht mehr atmen, ich habe das Gefühl zu ersticken ... Ich kann das Pochen einfach nicht stoppen.

Mein Liebes ...

Ja?

Mir geht es genauso wie dir ... Mein Herz schlägt wie wild, doch auch ich kann es nicht anhalten.

Zu jener Zeit begann meine Mutter, eine Leibbinde zu tragen. Sie hatte sich immer noch nicht für oder gegen die Geburt entscheiden können. Mit jedem Tag wurde der Druck der Leibbinde stärker. Auch ihre Atemfrequenz legte zu. Manchmal atmete sie so schnell, dass ich ihrem Takt nur schwer folgen konnte. Trotzdem ging meine Mutter weiter zur Schule, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Eines Tages, als sich die Knöpfe ihrer Schuluniform nicht mehr schließen ließen, sank sie, den Ranzen umklammert, in ihrem Zimmer zu Boden.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Nachdem mein Vater ihm die Schwangerschaft gebeichtet hatte, verließ sein Vater wutentbrannt das Haus, um am helllichten Tag völlig betrunken nach Hause zu kommen und ihm zahllose Ohrfeigen zu verpassen. Doch selbst nach der dreißigsten Ohrfeige gestand mein Vater keinerlei Schuld ein. Bei meinen Großeltern mütterlicherseits herrschte eine ähnliche Stimmung. Mein Großvater überhäufte meine Mutter mit den schlimmsten Schimpfwörtern. Auf seinem Gesicht lag eine winterliche Strenge, die die Leichtigkeit des Sommers unter sich begrub. Niemand in der Familie ergriff Partei für meine Mutter. Auch meine Großmutter und meine Onkel machten ihr Vorwürfe. Mein Großvater, der meine Mutter mit den Händen gepackt hatte, während er sie anschrie, blickte wie ein Wahnsinniger um sich und griff nach einem Besen. Er holte aus, um auf meine Mutter einzuschlagen, hielt jedoch mitten im Schlag inne, den Besen in seiner zitternden Hand. Als er sah, wie seine auf dem Boden liegende Tochter ihre Hände nicht schützend über ihren

Kopf, sondern über ihren Bauch hielt, überkamen ihn Reue und Zorn zugleich.

Im Frühling des darauffolgenden Jahres zogen mein Vater und meine Mutter zusammen. Die Entscheidung für das Kind war nicht leicht gewesen, doch danach verlief alles relativ reibungslos. Mein Vater konnte die neue Situation immer noch nicht ganz begreifen, aber mit der Zeit lebte er sich bei seinen Schwiegereltern ein. Meine Mutter kostete die Privilegien einer Schwangeren vollständig aus, als wollte sie sich für den Kummer der letzten Zeit rächen. Sooft sich ihr die Gelegenheit dazu bot, sah sie sich Fotos von Sängern und berühmten Schauspielern an und redete dabei mit mir: »Schau mal, Liebes, das ist der Schauspieler Woo-song. Sieht er nicht gut aus? Das hier ist die Schauspielerin Hye-son. Und wen haben wir noch ...?« Meine Mutter, deren Lieblingsausdruck aus dem Sinokoreanischen *kyonggukjisaek*, »fatale Schönheit« lautete, folgte auf diese etwas sonderbare Weise dem Ratschlag, dem Baby im Bauch nur Gutes zukommen zu lassen. Außerdem bemühte sie sich sehr um die pränatale Vorsorge. Sie aß alles, was angeblich gut für die Gesundheit war, sah sich nur schöne Landschaften an und versuchte, nur an gesunde Dinge zu denken. Von Scham oder Befangenheit einer ledigen Schwangeren zeigte sie keine Spur. Sie gab sich selbstbewusst, da ihrer Ansicht nach in ihrer Situation ein sicheres Auftreten umso wichtiger sei, denn wer sich verschämt zeige, lade erst Recht die Häme der Leute auf sich. In Sachen Glück sei das letzte Wort noch nicht gesprochen. Als zweifelte sie nicht daran, dass ihr das bevorstehende Kind ganz selbstverständlich dieses Glück bringen würde. Meine Mutter, die von klein auf eine besondere Neigung zu hübschen Dingen hatte, aß nur Gemüse und Obst, das eine

schöne Form besaß. Bei ihrer Umstandskleidung achtete sie auf das Design, bei Babyartikeln natürlich genauso. Was das Lesen von Büchern anging ... sie nahm es sich vor, gab es aber gleich wieder auf.

Im Bett unterhielten sich meine Eltern manchmal. Sie sprachen leise, damit man nebenan nichts hörte.

»Daesu, schläfst du?«

»Nein.«

»Die Arbeit ist hart, oder?«

»Ja.«

»Vermisst du deine Eltern nicht?«

»Ich hab doch schon im Wohnheim gewohnt, da war ich noch weiter von zu Hause weg als jetzt ...«

»Du, lass uns schnell Geld sparen, damit wir auf eigenen Füßen stehen können.«

»Ja.«

»Während die anderen zur Schule gehen, ziehen wir im Handumdrehen das Kind auf, und wenn die anderen dann arbeiten, lassen wir uns von unserem Kind verwöhnen und machen uns eine schöne Zeit.«

»Genau!«

»Daesu, schläfst du?«

»Nein.«

»Was für ein Kind wünschst du dir?«

»Hm ... einen Jungen vielleicht?«

»Nein, ich meine so etwas wie seinen Charakter oder seinen späteren Beruf.«

Mein Vater zögerte. Er war unsicher, ob er solche Wünsche äußern durfte, ob er überhaupt das Recht dazu hatte, da er, der Vater, doch selbst nicht wusste, was er mit seinem Leben

anfangen wollte. Deshalb sagte er das, was er sich selbst gerne gesagt hätte: »Also ... ich wünsche mir, unser Kind könnte Träume haben. Und du?«

»Hm ... ich fände es schön, wenn unser Kind von allen geliebt würde«, erwiderte meine Mutter erwartungsvoll.

»Das ist aber nicht leicht«, gab mein Vater mit einem leichten Lächeln zurück.

Meine Mutter gab nicht auf: »Wieso? Für Babys gibt es nichts Leichteres als das. Und überhaupt, wir können doch dafür sorgen, dass es so sein wird.«

Mein Vater, für den meine Mutter immer noch mehr Freundin als Ehefrau war, drehte sich zu ihr. Er legte seine Hand auf ihren Bauch und flüsterte besorgt: »Ob das Kind uns lieben wird?«

Meine Mutter legte ihre Hand auf die meines Vaters. »Hm ...«

»Ob wir ihm alles bieten können, was es sich wünscht?«

»Ich hoffe es ...«

Eine Weile starrten sie in die dunkle Leere. Draußen vor dem Fenster atmeten die im Stehen schlafenden Bäume tief ein und aus, das hochgeschossene Getreide vor dem Hof wiegte sich im Wind und blickte verstohlen auf den Traum, den der Berg träumte. Von der anderen Seite der mit billiger Tapete beklebten Wand drang das friedliche Schnarchen des Zimmernachbarn herüber.

»Wenn ich darüber nachdenke ...«, begann mein Vater nach einer Weile.

»Ja?«

»Unser Kind braucht keine besondere Begabung zu haben, nur ...«

»Ja?«

»Das Wichtigste ist, dass es gesund ist.«

Meine Mutter runzelte die Stirn. Dann sagte sie sehr ruhig, fast traurig: »Stimmt, das ist die Hauptsache.«

Die Leute in der Gegend sagten, ich würde ein kerngesundes Kind werden. Kinder von jungen Müttern sollen ja angeblich intelligent sein, also gaben die Leute meiner Mutter lachend zu verstehen, sie solle nach dem ersten Kind gleich ein zweites zur Welt bringen. Früher seien ja alle Frauen in ihrem Alter Mutter geworden. Selbst die Leute, die meine Eltern bis vor kurzem noch schief angesehen hatten, mischten sich ein. Sie schienen verrückt nach der Nähe von weichem, hellem Leben. Meine Mutter strahlte vor Selbstbewusstsein und Stolz, was typisch ist für junge werdende Mütter. Es war das ungeschminkte Gesicht der Jugend, das Strahlen echter Macht, auch wenn sich meine Mutter dessen nicht bewusst war.

Eines Tages bekam meine Mutter Besuch von einer Gruppe Mädchen in Schuluniform. Ihre beste Freundin Sumi hatte den Besuch vorbereitet. In ihren Händen hielt sie ein Paar kleine Schuhe, für das jedes der Mädchen vermutlich ein paar Tausend Won gegeben hatte. Sobald die Mädchen meine Mutter sahen, fielen sie ihr um den Hals und kreischten: »Wahnsinn! Du wirst Mama!«. Dann setzten sie sich im Zimmer zusammen, plauderten und naschten billige Süßigkeiten. Wie immer zogen sie über ihre Lehrer her und unterhielten sich über Sänger und Schauspieler, doch im Mittelpunkt des Gesprächs stand meine Mutter.

»Wird es ein Junge oder ein Mädchen?«

»Keine Ahnung. Im Krankenhaus hat man mir gesagt, ich soll Kleidung in Blau besorgen.«

»Also ein Junge, ein Sohn!«

»Wenn es nach Daesu kommt, wird es bestimmt sportlich.«

»Stimmt. Daesu sieht zwar nicht gerade super aus, aber er ist gut trainiert.«

»Deshalb hat er ja auch ein Kind gezeugt!«

»Uuuh ...«

Die Mädchen kreischten im Chor. In ihren vom Lachen erhitzten Gesichtern zeigte sich Scham und freudige Aufregung. Da mir das das Plaudern und Kreischen der Mädchen gefiel, bewegte ich mich reger als sonst. Bald darauf sagte eine von ihnen in vertraulichem Ton: »Wisst ihr, meine Schwester hat mir erzählt, dass Frauen bei der Geburt da aufgeschnitten werden.«

»Da? Wo da?«

»Da unten.«

»Im Ernst?«

»Ja, mit dem Messer wird die Stelle ein Stück aufgeschnitten. Aber das merkt man gar nicht, weil die Schmerzen anderswo viel stärker sind.«

»Das ist ja gruselig.«

»Also, ich werde kein Kind zur Welt bringen.«

»Bevor du das sagst, musst du erstmal heiraten.«

»Du Mira, deine Brüste sind ja größer geworden.«

»Ja, das ist das einzig Gute an der Schwangerschaft.«

»Ist die Haut am Bauch nicht rissig?«

»Nein, ich creme mich fleißig ein. Aber ich sehe aus wie eine Kaulquappe, oder?«, fragte meine Mutter zaghaft und klopfte sich mit der Hand auf die Hüfte.

»Überhaupt nicht, du siehst hübsch aus.«

»Von wegen! Wisst ihr, seit ich schwanger bin, hab ich ständig was im Slip.«

»Was denn?«

»Ich weiß nicht, ich hab ständig so komischen Ausfluss.«

»Echt?«

»Ja, ich komm mir vor wie ein Tier.«

»Uaah ...«

So erzählten sie sich alles, was sie jemals über die Geburt von Babys gehört hatten. Manchmal kicherten sie bei Dingen, die eigentlich gar nicht lustig waren, kugelten sich vor Lachen und führten sich dermaßen verrückt auf, dass ich beinahe den Verstand verloren hätte. Ich drehte mich jeweils in die Richtung, aus der ich etwas vernahm, und dachte, während mir schwindelig wurde: *Das ist also die Welt der Frauen ...? Meine Güte, ist das laut und grell ...*

»Mira?«, fragte Sumi nach einer Weile.

»Ja?«

»Darf ich ... darf ich mal anfassen?«

»Klar«, antwortete meine Mutter gelassen, als hätte sie das schon etliche Male erlebt.

Die Mädchen drängten sich um meine Mutter. Wie bei einem heimlichen Ritual warfen sie sich verschwiegene Blicke zu. Dann legten sich fünf Hände auf den runden Bauch. Niedliche Hände, weiß und sanft. Mit angehaltenem Atem befühlten sie mich. Ich spürte die Wärme der Mädchen und rührte mich nicht. Für einen kurzen Moment wurde es ganz still. Der Bauch meiner Mutter verwandelte sich in ein kosmisches Gewölbe, das meinen Körper umgab, und am Firmament zeigten sich fünf Sternbilder, die jeweils durch Punkte und Linien verbunden waren. Es waren weiche, warme und lebendige Sternbilder. Die Freundinnen meiner Mutter blickten einander stauend an. Dann huschte allen ein Lächeln übers Gesicht.

Meine Mutter begleitete ihre Freundinnen bis zur Haltestelle, obwohl diese versicherten, dass das nicht nötig sei. Die Mädchen sagten meiner Mutter, sie sei zu beneiden, sie sei mutig und verhalte sich großartig. Während sie auf den Bus warteten, lästerten sie über den neuen Referendar in der Schule. Meine Mutter konnte nicht mitreden, lachte aber gekünstelt, um die Stimmung nicht zu verderben. Dann wurde ihr mit einem Mal bewusst, wie liebenswürdig ihre Freundinnen heute zu ihr gewesen waren.

Moment mal ... wieso eigentlich? dachte sich meine Mutter.

Nachdenklich wiegte sie den Kopf, hatte es jedoch bald wieder vergessen. Ich aber konnte mir den Grund ohne weiteres denken: Sie hatten Mitleid mit meiner Mutter. Freundlich oder liebenswürdig verhält man sich, wenn man sich unbewusst auf einen Abschied vorbereitet. Womöglich ahnten die Mädchen bereits, dass sie meine Mutter, die von der Schule verwiesen worden war, nicht mehr oft sehen würden. Die Zeit würde nur so verfliegen. Während sie sich auf die bevorstehende Zwischen- und Endprüfung sowie die Uniaufnahmeprüfung vorbereiteten, würde im Nu ein Jahr vergehen. Sie hätten mit ihrer verheirateten Freundin immer weniger gemein, ihre Gespräche würden sich mehr und mehr erschöpfen. Irgendwann würde die zwischen ihnen entstandene Distanz befremdlich wirken; dann würden sie womöglich eine Zeitlang noch intensiver vorgeben, sich noch nahezustehen. Denn zu jenem Zeitpunkt hätten sie insgeheim gespürt, dass immer mehr Lügen und noch mehr Freundlichkeit erforderlich sein würden, auch wenn weder meine Mutter noch ihre Freundinnen sich dessen bewusst waren.

Die Mädchen verabschiedeten sich herzlich und stiegen in den Bus. Meine Mutter hob die Hand, um ihnen zu winken. Dann stützte sie mit einer Hand ihre Hüfte und blickte ihnen so lange nach, bis der Bus sich in einen nur noch schemenhaft erkennbaren Punkt verwandelt hatte. Als ihre lachenden Freundinnen weg waren, legte sich mit Einbruch der Dunkelheit eine bleierne Stille über den Ort. Obwohl sich diese vertraute Stille bereits wie eine zweite Haut anfühlte, war sie meiner Mutter an jenem Abend unerträglich.

Auch mein Vater bekam Besuch. So kamen einmal jüngere Schulkameraden vorbei, die mit ihm auf der Schule in der Taekwondo-Gruppe gewesen waren. Durch ihre eher grobe Erscheinung wirkten sie wie Schläger. Doch wenn sie lachten, hielten sie sich höflich die Hand vor den Mund. Sie bemühten sich, ihrem älteren Schulkameraden, ihrem *sonbae*, mit Respekt zu begegnen.

»Verehrter *sonbae*, ohne Sie wirkt die Sporthalle wie leergefegt.«

»Verarschen kann ich mich selbst, du blöder Sack«, gab mein Vater derb zurück.

Meine Mutter zuckte zusammen, als sie meinen Vater zum ersten Mal so reden hörte. Sie wusste, dass Männer unter ihresgleichen zu einer anderen Spezies wurden, und Daesu schien ihr in dieser Beziehung keine Ausnahme zu sein. Meine Mutter fand es albern, dass sich die Jungs siezten, obwohl der Altersunterschied lächerlich klein war. Trotzdem schälte sie mit gesenktem Blick weiter Äpfel.

»Ich meine es ernst.«

»Ja, wirklich. Sie waren doch immer so nett zu uns ... Wir haben Sie vermisst.«

Dann lachten sie laut los, die Hände wieder vor ihren Mündern.

»Wir haben eine Kleinigkeit mitgebracht ...«

Einer der Jungs faltete ein Lätzchen auseinander, das mit einem niedlichen Hasen bestickt war. Es war jener Freund meines Vaters, der am gefährlichsten aussah. Ein anderer Junge schien besonders gesprächig: »Unsere Schwägerin ist wirklich wunderschön. Wenn ich nochmal auf die Welt komme, möchte ich mich in Sie verlieben«, schmeichelte er meiner Mutter. Dann prustete er los.

»Übrigens, dieser Schiedsrichter, der Sie letztes Jahr zu Unrecht bestraft hat ...«

»Ja?«

»Er ist wegen Bestechung verhaftet worden.«

Mein Vater stutzte, gab sich aber betont gleichgültig. Diesen Schiedsrichter kannte er nur zu gut. Er hatte meinem Vater bei einem Wettkampf Strafpunkte gegeben und einen ungerechtfertigten Verweis erteilt. Mein Vater hatte ihn daraufhin mit einem zweifachen Sidekick niedergestreckt und war in der Folge zeitweilig von der Schule verwiesen worden. Danach hatte es zwischen ihm und meiner Mutter gefunkt.

Die Jungs unterhielten sich nicht mehr lange und brachen frühzeitig auf. Sie hatten es eilig, in die Sportoberschule zurückzukehren, die sich in der Hauptstadt der Region befand. Sie mussten erst dreißig Minuten mit dem Bus zum Busbahnhof fahren, und von da brauchten sie mit dem Fernbus noch einmal zwei Stunden. Beim Aufbruch steckte einer von ihnen meinem Vater unauffällig einen Umschlag mit Geld zu. Es sei nicht viel, aber sie hätten etwas zusammengelegt. Als er den Umschlag sah, schnürte es meinem Vater die Kehle zusammen,

doch er ließ sich nichts anmerken. Dann steckte er seinen jüngeren Freunden das Geld für die Busfahrkarten zu, ganz wie ein Erwachsener. Wo mochte er das gelernt haben? Das Geld hatte er ohne das Wissen meiner Mutter aufgetrieben, als er erfuhr, dass ihn die jüngeren Freunde besuchen wollten. Seine Schulkameraden lehnten zunächst mehrmals ab, nahmen das Geld dann aber doch an. Der Bus hinterließ eine Abgasfahne, bevor er die Anhöhe hinauffuhr. Mein Vater hielt sich die Hand über die Augen und blickte dem kleiner werdenden Bus nach. Selbst als er in einer Staubwolke verschwunden war, blieb mein Vater wie angewurzelt stehen, scheinbar geistesabwesend. Unmerklich ballte er seine Hände zu Fäusten, was einer der Grundstellungen im Taekwondo ähnelte, jenem Kampfsport, den mein Vater so unbedingt hatte aufgeben wollen.

Dass alle Lebewesen nicht geboren werden, sondern explosionsartig zur Welt kommen, wusste meine Mutter seit ihren Kindertagen. Schließlich war sie auf dem Land aufgewachsen. Blumen, Tiere und Insekten häuteten sich und sprangen wie Feuerwerkskörper ins Leben. Als hätten sie lange auf diesen Moment warten müssen, als hätten sie es nicht länger aushalten können. Sie platzten heraus wie ein Lachen, eine Verhöhnung, ein Applaus, *bäng! bäng!* Ihr Körper so unversehrt, dass es, betrachtete man die abgeworfene Hülle, schier unvorstellbar war, wie die großen Insektenflügel und -beine in den Koken gepasst hatten.

Im späten Frühling jenes Jahres brachte mich meine Mutter nach langen Strapazen zur Welt. Mit einem Schrei, der für eine im achten Monat zur Welt gekommene Frühgeburt sehr kräftig war, kam ich im wahrsten Sinne des Wortes herausgesprungen. Ich hatte mich erstaunlich kraftvoll durch die Verästelun-

gen der Stammbäume der Familien Choi und Han gekämpft. Intuitiv war mir klar, dass ich vor den Augen aller Anwesenden laut weinen musste, um diesen plötzlichen Schreck zu lindern. Allerdings ohne zu wissen, was Weinen bedeutete und wie man es anstellt. Eine heiße, weiche Energie stieg in mir hoch. Mir war übel und schwindlig, ich war zu keinem Laut imstande. Bislang war ich nur durch die Nabelschnur versorgt worden, doch nun musste ich zum ersten Mal durch meine Lunge atmen. Eine ungewisse Stille breitete sich im Kreißsaal aus. Davon unbeeindruckt, hob mich der Arzt geschickt in die Höhe, um mir alsdann mit seiner großen Hand einen Klaps auf den Po zu geben. So etwas nennt man einen Willkommensklops. Am liebsten hätte ich mich beschwert, so weh tat es, doch ich brach nur in lautes Geheul aus. Andernfalls hätte ich wohl noch einen Klaps bekommen.

»Richtig so! Wer leben will, muss schreien!«

Der grauhaarige Arzt schaute mich sachlich an. Dann legte er mich, verschmiert wie ich war, meiner Mutter auf die Brust. Es tat mir leid, so schmutzig zu sein, denn sie hatte mich sicher lange und sehnlich erwartet. Doch als ich ihren Herzschlag spürte, atmete ich auf: *Ah! Dieses Geräusch kenne ich!* Meine Mutter blickte ernst auf mein schrumpeliges Köpfchen. Dann sagte sie mit zugeschnürter Kehle: »Arum, ich bin deine Mama ...« Und brach in Tränen aus. Warum sie weinte, weiß sie bis heute nicht. Auf einen Schlag überkamen sie alle Gefühle, die ein Mensch nur haben kann: Trauer, Freude, Stolz und Scham, Erleichterung und Verbitterung, Verlassenheit und Erfüllung. Ein solch ganzheitliches Gefühl habe sie zuvor noch nie erlebt ... In diesem Moment schien meiner Mutter alles egal zu sein. Sie ließ ihren Gefühlen freien Lauf, sie scherte

sich nicht um die Menschen, die um sie herumstanden. Wie ein Hochhaus, das durch eine ausgefeilte Explosionstechnik sekundenschnell zusammenstürzt, brach meine Mutter zusammen. Eine Frau weint vermutlich nur zweimal so bitterlich in ihrem Leben: bei der Geburt ihres Kindes und bei dessen Tod ... Als ich das fast animalische Schluchzen meiner Mutter vernahm, war ich erleichtert. Ich war also unter Menschen geboren, die so weinten wie ich. Und ich löste bei meiner Mutter Gefühle aus. Auch wenn ich nicht wusste, um was für Gefühle es sich handelte, gaben mir ihre Tränen den Glauben, dass ich kein völlig wertloses Wesen sein konnte. Die Familienmitglieder, die Sorge hatten, dass es zum Schlimmsten kommen könnte, weil meine Mutter unter einer leichten Schwangerschaftstoxikose gelitten hatte, freuten sich riesig über die Nachricht, dass es ein Sohn sei. Meine Großmutter sank zu Boden und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Mein Großvater und mein Vater, die sich bislang kein einziges Mal berührt hatten, fielen sich in die Arme. Wie Grashalme, die sich einer nach dem anderen im Wind neigten, ging das Weinen, mit dem ich begonnen hatte, auf meine Mutter über, dann auf meinen Großvater und schließlich auf meinen Vater. Auch wenn es nicht sie waren, die gerade geboren wurden, weinten sie sich die Seele aus dem Leib. Sie schienen beweisen zu wollen, dass auch sie wussten, dass man weinen müsse, um zu leben, und als wollten sie, auch wenn sie bereits lebten, noch lebendiger werden. Mein Vater weinte natürlich am lautesten. Als er mich zitternd in den Armen hielt, bereute er, dass er insgeheim gebetet hatte, nicht Vater werden zu müssen. Er weinte doppelt so laut und dreimal länger als die anderen und zwar so heftig, dass er den Unmut der Krankenschwestern auf sich zog.